

»Stört Sie das Licht?«, fragt er mit einer Geste in Richtung Fenster.

»Ja«, sage ich. »Das heißt, eigentlich nein, es ist ...« In Wirklichkeit ist es nicht das Licht, das mich nervös macht, sondern das, was ich ihm zu sagen habe.

Ich seufze und richte mich in dem dick gepolsterten, grün-weiß-gestreiften Sessel auf. An der Wand hängt ein gerahmtes Foto von Mick Jagger mit Autogramm. Ich muss amüsiert daran denken, wie ich vor einem Jahr in Dr. Evinsons Praxis kam in der Erwartung, eine schwarze Ledercouch und einen glatt rasierten Mann im Anzug vorzufinden, der sich Notizen macht, während ich mir die Augen mit einem Taschentuch wische.

Meine Schwägerin Joanie behauptet, er sei der gefragteste Trauertherapeut von Manhattan.

Er hat schon Größen wie Mick Jagger behandelt – daher das Foto an der Wand. Auch Michelle Williams hat nach dem Tod ihres Ex, Heath Ledger, Dr. Evinson einmal pro Woche aufgesucht. Das weiß ich, weil ich sie einmal im Wartezimmer gesehen habe, wo sie in der *US Weekly* blätterte. Aber die Liste seiner berühmten Patienten beeindruckt mich nicht. Ehrlich gesagt, hatte ich Angst vor Therapeuten, ich fürchtete, sie könnten mich dazu bringen, Dinge zu sagen, die ich nicht sagen wollte, und Gefühle zu zeigen, die ich lieber nicht zeigen wollte. Aber Joan ermutigte mich hinzugehen. Das heißt, *ermutigen* ist nicht das richtige Wort. Eines Morgens lud sie mich im Erdgeschoss des Gebäudes, in dem Dr. Evinson seine Praxis hat, zum Frühstück ein, und anschließend schob sie mich in den

Aufzug, der in den neunten Stock fuhr. Oben angekommen, wollte ich schon auf dem Absatz kehrtmachen, aber die Empfangsdame im Foyer begrüßte mich mit den Worten: »Sie sind sicher Dr. Evinsons Neun-Uhr-Termin.«

Zögernd hatte ich das Behandlungszimmer betreten. Als Erstes war mein Blick auf den grün-weiß-gestreiften Sessel gefallen, auf dem ich ein Jahr lang jeden Freitagmorgen um neun sitzen sollte. »Sie haben bestimmt mit einer Couch gerechnet«, sagte Dr. Evinson mit einem entwaffnenden Lächeln.

Ich nickte.

Er rieb sich den grauen Bart. »Sie sollten keinem Therapeuten trauen, der von seinen Patienten verlangt, sich auf die Couch zu legen.«

»Oh«, hatte ich nur gesagt und mich gesetzt.

Ich erinnerte mich an einen Artikel über die Couch als therapeutisches Hilfsmittel, den ich einmal irgendwo gelesen hatte. Freud hatte die Methode entwickelt, *hinter* dem Patienten zu sitzen, der vor ihm auf der Couch lag. Offenbar hatte er etwas gegen Blickkontakt gehabt. Einige Therapeuten jedoch, unter ihnen offenbar Dr. Evinson, fanden die Couchmethode wenig nützlich, ja sogar hinderlich. Andere stimmten Freud zu, weil diese Methode dem Therapeuten eine dominante Position gegenüber dem Patienten verschaffte, die jede Möglichkeit des Dialogs und des Feedbacks ausschloss.

Ich war mir nicht sicher, für welche Sichtweise ich mich entscheiden sollte, ich wusste nur, dass ich mich in Dr. Evinsons Praxis befangen fühlte. Trotzdem setzte ich

mich in den Sessel und ließ mich tief in die Polster sinken. Der weiche Stoff fühlte sich an wie eine liebevolle Umarmung, und schließlich erzählte ich Dr. Evinson Stück für Stück die ganze Geschichte ...

Ich lasse meinen Kopf wieder gegen das weiche Polster sinken.

»Sie schlafen immer noch nicht gut, nicht wahr?«, fragt er.

Ich zucke die Achseln. Er hat mir Schlaftabletten verschrieben, die ein bisschen helfen. Aber ich wache immer noch um vier Uhr morgens auf, so traurig wie am Abend zuvor. Nichts half. Keine Beruhigungsmittel. Keine Antidepressiva. Auch nicht das Valium, das man mir im Krankenhaus verabreicht hatte an dem Tag, an dem meine Welt für immer zusammenbrach. Nichts konnte mir den